

(Nachdruck verboten.)

10)

Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anderson.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Untersuchungsrichter,“ sagte Frau Winther, die jetzt bleich wie eine Leiche war und sich krampfhaft an der Schranke festhielt. „Ich weiß nur, daß mein Mann völlig unschuldig, daß er der beste . . .“

Krog schlug mit der Hand aus.

„Genug mit dem Frauenzimmergewäsch! Sie wissen so gut wie ich, daß der verhaftete Möller und Ihr Mann sich in ihren Geldverlegenheiten . . .“

„Ich habe nie gewußt, daß mein Mann in Geldverlegenheit war,“ sagte Frau Winther und machte große Augen.

„Sie haben also nicht sein Vertrauen gehabt?“ fragte der Richter scharf.

„Sein volles Vertrauen! Das habe ich stets geglaubt.“

„In diesem Falle müssen entweder Sie oder Ihr Mann lügen!“

Krog hatte sich nach und nach in Hitze geredet. Seine ursprünglichen guten Vorsätze waren vergessen. Der Kriminalist gewann die Macht über ihn, seine Rüstern blähten sich, er witterte eine abgekartete Sache, darauf berechnet, ihn hinters Licht zu führen.

Und zwei Stunden hinter einander bearbeitete er nun die arme junge Frau mit einem Kreuzverhör hin und her, nach allem, was sie über ihres Mannes Geldverhältnisse wußte. Der Fehler ist ebenso wie der Stehler, das war einer seiner stets wiederkehrenden Sprüche.

„Ihr Mann hat jedenfalls gewußt, woher das Geld kam, mit dem sein Kollege Möller ihn stets und ständig subventionieren konnte. Sie selbst müssen gewußt haben, daß er nicht auf ehrliche Weise zu den Mitteln kam, von denen er ja auch Ihnen überflüssige Geschenke machen konnte, wie es sowohl der Häufing Möller und Ihr Mann selbst gestanden haben.“

„Ich habe nie irgend ein Geschenk von dem Prokuristen Möller empfangen,“ erklärte Frau Winther, die nun nach der Ladung unerhörter und unwahrscheinlicher Beschuldigungen, die ihr ins Gesicht geschleudert worden waren, einer Ohnmacht nahe war. Ihre feinen seelenvollen Züge bebten vor Zorn, als sie schließlich rief:

„Wollen Sie mir glauben oder wollen Sie mir nicht glauben, Herr Untersuchungsrichter, wenn ich Ihnen versichere, daß Sie mit allem, was Sie gesagt und wonach Sie mich gefragt haben auf falscher Fährte sind, nicht eine einzige Ihrer Beschuldigungen gegen meinen Mann hat auch nur soviel mit der Wirklichkeit zu schaffen —“

Und sie knipfte wahnsinnig mit den Fingern in der Luft. Krog antwortete kalt:

„Ich glaube, daß Sie Ihre Lektion gut auswendig gelernt haben. Nur aus Gnade und Barmherzigkeit und aus Rücksicht auf Ihren Zustand lasse ich Sie los, stecke Sie nicht ins Gefängnis, wie Sie es verdient hätten.“

Frau Winther holte gewaltsam Atem, wollte etwas sagen, stöhnte, röchelte und fiel ohnmächtig vor der Schranke nieder.

Lassen sprang hinzu.

„Was befehlen, Herr Untersuchungsrichter?“

Krog sah etwas bedenklich aus und traute sich in den Nacken.

„Schaffen Sie eine Drosche her, Lassen. Lassen Sie sie nach Hause fahren. Und bringen Sie sie vor allen Dingen aus dem Wege, ehe ihr Mann kommt! Er sitzt doch nicht draußen?“

Lassen beruhigte ihn.

„Er sitzt hinter der grünen Gardine. Er Er sieht nichts.“

„Na, ein Glück!“

Die ohnmächtige Frau Winther wurde die Treppe hinab in die wartende Drosche getragen.

XIII.

Die kurze, ungemütliche Episode war überstanden. Und Assessor Krog wandte sich an den Protokollführer, der immer noch mit dem Federhalter in der Hand dasaß und wartete.

„Sie schreiben nur: Erschienen war, wie vorgeladen, die Gattin des verhafteten Winther. Es wurde nichts zur Aufklärung der vorliegenden Sache vorgebracht. Die Zeugin wurde entlassen.“

Dann nickte der Assessor Lassen zu, der wieder hereingekommen war und sich ehrerbietig in der Nähe der Thür aufgestellt hatte:

„Na, sind Sie das verrückte Frauenzimmer losgeworden?“

„Zarwohl, Herr Assessor! Petersen fuhr mit ihr in einer Drosche fort. Die Adresse hatten wir ja.“

„Gut. Führen Sie Winther herein!“

Der Hauptbeamte Winther erschien blaß, unrasiert, in unordentlichem Aufzuge vor den Schranken. Er verneigte sich höflich vor seinem Plagegeist.

Diesmal nickte Assessor Krog ihm ganz flüchtig zu.

„Ich meine, Herr Winther, daß Sie jetzt Zeit und Ruhe gehabt haben, die Sache durchzudenken. Bei den früheren Verhören sind Sie ja, wie Sie wohl auch selbst bemerkt haben, sehr nervös gewesen. Ich hoffe, daß der Aufenthalt in der Zelle Sie beruhigt hat, so daß Sie mir nun ohne Vorbehalt auf meine Fragen antworten können.“

„D—as meine ich auch, Herr Assessor,“ sagte Winther, der sich unterwegs eine gewisse verbissene Ruhe erzwungen hatte, so daß er dem Untersuchungsrichter einigermaßen kaltblütig in die Augen sehen konnte.

„Ehe ich eine Frage an Sie richte,“ sagte Assessor Krog, „schulde ich Ihnen vielleicht eine Aufklärung. Jedenfalls halte ich es für meine Pflicht, sie Ihnen zu geben. Denn ich gehe davon aus, Herr Winther, daß Sie doch noch etwas von einem Gentleman haben.“

Winther nickte schwach als Antwort auf dieses zweifelhafte Kompliment.

Auch der Assessor nickte mit einer Art diabolischen Höflichkeit und sagte dann mit scharfer, langsamer Betonung jedes Wortes:

„Ich habe heute Ihre Gattin verhört, Herr Winther. Sie hat alles gestanden. Jetzt sitzen Sie also zu Dreien drin.“

Der Untersuchungsrichter wandte den Blick nicht von seinem Opfer, während er diesen vernichtenden und entscheidenden Satz aussprach, der seiner Meinung nach eine ganz überwältigende Wirkung haben mußte.

Aber Winthers ruhige Züge ließen nicht die geringste Bewegung merken. Er ahnte sofort, daß hier eine Falle lag. Es war ja undenkbar, daß der Assessor so barbarisch gewesen sein konnte, eine hochschwangere Frau ins Verhör zu schleppen. Keinen Augenblick glaubte Winther daran. Und er antwortete:

„Nein wirklich?“ indem seine Lippen sich ganz schwach zu einer Art spöttischem Lächeln verzogen.

„Ihre Gattin hat alles gestanden,“ wiederholte der Untersuchungsrichter mit noch schärferer Betonung, aber doch sichtlich enttäuscht darüber, daß die Wirkung der vernichtenden Nachricht so ganz ausbleibt.

Winther lehnte sich gegen die Schranke, ohne allen Respekt, ohne um Erlaubnis zu fragen, erwiderte den scharfen Blick des Assessors mit einem nicht weniger scharfen und erklärte:

„Falls Sie, Herr Krog, wirklich das Unglaubliche geleistet haben, meine kranke Frau hierher zum Verhör zu laden, so erkläre ich hiermit hoch und heilig, daß sie nichts ausgesagt hat, was in irgendwelchem Widerspruch zu meinen Aussagen steht. Weiter habe ich nichts zu sagen.“

Für eine Minute herrschte Schweigen.

Winther suchte den Blick des Assessors, aber Krog sah zur Seite.

Dann lehnte sich der Untersuchungsrichter im Stuhl zurück und sagte:

„Sie halten also Ihre Aussage aufrecht?“

„In jedem Punkt!“

„Gut! . . . Das klingt ja mehr als unglaublich.“

„Das erste Mal sagten Sie Lüge, Herr Assessor Krog.“

Der Untersuchungsrichter besann sich noch einen Augenblick. Dann winkte er Lassen:

„Stecken Sie ihn wieder ein.“

Zu Protokoll diktierte er:

„Der Verhaftete Winther vorgeführt. Bleibt trotz allem bei seinen ganz unwahrscheinlich klingenden Aussagen. Der Arrestant wurde abgeführt.“

XIV.

Der Bankbeamte Winther war den dritten Tag im Arrest. Wieder war eine Nacht vergangen, in der er sicher und fest seine neun Stunden geschlafen hatte.

Dem vom letzten Verhör war er in zuberstichtlicher Stimmung fortgegangen. Im Umgang mit Kriminalisten wird man schnell Psychologe.

Und es war Winthers Scharfsinn nicht entgangen, daß es von „Lüge“ bis zu „mehr als unglaublich“ ein Sprung war, sogar ein sehr bedeutender Sprung.

Die Stunde der Rechtfertigung war also nahe. So dachte Winther.

Jetzt hatte er seine Vormittagstour im Hofe gemacht und kehrte in seine Zelle zurück.

Um diese Zeit pflegte der Korb von zu Hause angekommen zu sein, und Schwanenmoos war dann zur Stelle, um beim Auspacken zu assistieren und sich jedes, auch das kleinste Stückchen Papier zu sichern.

Heute gab es keinen Schwanenmoos, auch keinen Korb. Winther wartete eine ganze Weile, dann drückte er an den elektrischen Läute-Apparat.

Bald darauf hörte er den schweren Schlüsselbund rasseln, hörte das verhasste Drehen im Schloß, der Schließer kam herein und blieb mit einem fragenden Ausdruck im Gesicht stehen.

Ob noch kein Essen gekommen wäre?

„Noch nicht, aber es kommt schon,“ beruhigte der Wärter.

„Soll ich ein Stück Brot besorgen?“

„Nein, ich will lieber warten.“

Schwanenmoos war wieder fort, und der Gefangene wartete und wartete. Und Stunde auf Stunde verging.

Winther begann sich ernstlich zu ängstigen. Sollte doch etwas Besonderes geschehen, sollte Luise krank sein? Oder!...

Hatte der Assessor doch die Wahrheit gesprochen? Befand seine Gattin sich in diesem Augenblick hinter den Gefängnismauern?

Er klingelte wieder, und Schwanenmoos erschien wieder.

„Meine Frau ist doch wohl nicht —“

„Ich weiß nichts über Ihre Frau,“ sagte der Schließer eilig, und seine stramme Beamtenmaste machte plötzlich seine Züge steif.

Dies klang weder gemüthlich noch beruhigend. Und für einen Augenblick schnürte eine erstickende Angst die Kehle des Arrestanten zusammen. Seine frühere Sorglosigkeit in Bezug auf seine Frau wurde schroff von der bittersten Unruhe abgelöst.

Mühselos maß er seine Zelle mit langen Schritten, lange, einsame, entsetzliche Stunden hindurch.

Seine Frau im Verhör, seine Frau verhaftet! Daß dies möglich war! Daß dieses Inquisitionstribunal zu solchen Mitteln greifen konnte — und durfte!

Das neue Testament lag auf dem Tisch. Winther hatte vor ein paar Stunden flüchtig darin geblättert. Nun fiel es ihm wieder in die Hände. Rasend schleuderte er es gegen die Zellenwand.

Ja, hier war gerade Gelegenheit zu Betrachtungen, zu milden, versöhnlichen Gedanken!

Nein, war dies wirklich geschehen... das Unerhörte, das Schändliche...!

Winther ballte die Hände und gelobte sich selbst einen Tag der Rache, sobald er nur aus dieser verdammten Zelle war. Koste es, was es wolle! Assessor Krog sollte sein Mann sein! Er sollte die Merkmale dieser selben, geballten Fäuste tragen und andre Merkmale, so wahr, wie sich ein Appell an die öffentliche Meinung als letzte Instanz gegenüber dem verantwortungsreichen, unantastbaren Assessor doch noch versuchen ließ, ein Appell, nüchtern, ruhig, nur Thatsachen darstellend, nur reflektierende Worte, die gesagt, Handlungen, die geschehen waren — ohne Uebertreibung, ohne Dyril!

Winther nahm das Buch, das klatschend zu Boden gefallen war und glättete mechanisch an einem Blatt.

Sein Blick überflog dabei flüchtig ein Citat, auf das sein Auge gefallen war:

„Die Rache ist mein, ich will bezahlen, spricht der Herr.“

(Fortsetzung folgt.)

Spielwaren.

Von Emil Rosenow.

Es war noch früh am Morgen, über das Gebirge püß ein scharfer Nordost. Er legte über die leeren Felder dahin, über die trockene Fläche der Gebirgsstraße und machte mit seiner Eiskälte den Lehm und Sand steinhart. Schließlich brach seine Gewalt heulend an der Fichtenwaldung, die seitwärts das Gebirge gleich einer Mauer begrenzte, und während er sich im Walde verlor, schüttelte er die Stämme, daß sie knackten und stöhnten.

Der Winter kam auf die Höhe des Erzgebirges.

Drunten im Thal lag Seiffen, ein Ort der erzgebirgischen Spielwaren-Industrie. Die Häuser regellos durcheinander stehend, große und kleine, die einen mit Schiefer, die andern mit Holz gedeckt, niedrige Fensterchen, aber alle sauber weiß gestrichen und mit dunklen Querbalken. Hinter einzelnen Fenstern noch Licht, denn der Tag graute erst und die Hausindustriellen mußten früh aufstehen. Mitten im Ort der Kirchturm und seitab die wie ein Fingerring emporgeredete Esse einer Holzwaren-Fabrik. So lag der Ort da, als hätte ihn selbst das sagenhafte Riesenfräulein aus der Spielwarenschachtel gepackt und dort hingestellt.

Auf der Straße schritten in langer Reihe Spielwarenmacher dahin, Männer und Frauen, große Tragkörbe auf dem Rücken, die sie leuchtend dahinschleppten. Manchmal wurde dieser Zug von einem Leierwagen überholt, der ebenfalls, hoch mit Spielwaren bepackt, die Straße hinauf, durch den Wald und dann hinunter zur Bahnhstation nach Dittersbach-Seiffen fuhr.

Heute war Viefertag; alle diese Leute, Männer und Frauen, schleppten die Holzspielwaren, die sie die Woche über zusammengeschmizelt hatten, zur Bahnhstation. Von da gingen dann mit dem Zuge nach Obernhau, wo die großen Fabrikanten, die Verleger wohnten, welche die Ware aufkauften und waggontweise in alle Weltgegenden versandten. Sie machen schon ihr Geschäft, denn so teuer auch die Fracht war, mit der Spottbilligkeit erzgebirgischer Holz-Spielwaren konnte keine Industrie der Welt konkurrieren.

Als einer der Letzten in der langen Reihe lief ein schwächlicher Junge. Der große Korb, den er auf dem Rücken schleppte und dessen Last ihn fast zusammendrückte, ließ ihn noch kleiner und schwächlicher erscheinen, als er ohnedies war. Er leuchtete, während er seine knochenbarrnen Beine scharfer, kalter Wind strich. Mit sehnsüchtigen Augen blickte er nach der Höhe und zählte die Schritte. Seine Hände waren blau gefroren und die Kälte schüttelte ihn. Er hatte nichts im Magen als zwei Tassen Eisorientaltee und ein paar Kartoffeln in Salz gekaut. Das war die regelmässige Nahrung all der armen Schnitzleute hier oben. Morgens Kaffee und Kartoffeln in der Schale, mittags vielleicht Kartoffelbrei in Leinöl gebaden und abends wieder Kartoffeln. Fleisch kaufte die Mutter nur für den Sonntagstisch und dann war's meist ein Hering oder Blut- oder Leberwurst vom Fleischer. Brot aßen sie weniger, weil's zu teuer war, und selbst die Kartoffeln waren nun aufgezehrt. Er mußte sich eilen, um mit dem Erlös der Ware nach Hause zu kommen, damit die Mutter beim Bauer wieder ein Quantum Kartoffeln holen konnte. Jetzt, wo die Kartoffeln bald aus dem Schnee herausgewählt werden mußten, thaten die Bauern gerade, als ob die Kartoffeln Gold seien.

Endlich hatte der Junge die Höhe der Straße erreicht. Eine Weile gings noch eben fort, dann senkte sich der Weg in den Wald hinein und am Berg hinab, auf die Bahnhstation zu. Die Häuschen von Seiffen verschwanden, zuletzt sank auch die Kirchturmspitze hinter den Berg. Nun schritt er auf ebener und dann auf abwärtsiger Straße rüstig fürbaß.

Unten hörte man den Zug pfeifen, und die Lieferleute beeilten sich, zur Station zu kommen. Der Junge ging seinen gleichmäßigen Schritt und ächzte unter dem schweren Korbe. Als er aber unten den Zug aus der Station puffen und die Lieferleute gemächlich in den Wagen sitzen sah, da senzte er. Bei ihm langte es nicht zum Fahrgeld; die Mutter hatte gemeint, er habe ja junge Beine, er möge nur nach Obernhau hinein laufen zum Spielwarenverleger.

Er ging auf der Straße dahin, gen Obernhau. Ihn hungerte, und der Magen schmerzte ihn, als drückte ihn beständig eine rohe Faust. Er mußte an den toten Vater denken. Wie der noch lebte, hatten sie's besser gehabt. Er hatte im Drehwerk eine Drehstelle gepachtet gehabt. Dort drehte er die Schnitzreifen, aus denen dann die Pferdchen, die Schafe, die Kühe, die Soldaten, die Männchen geschnitzt wurden. Das Drehwerk wurde durch Wasserkraft getrieben, und wenn auch der Vater viel Miete zahlen mußte, für seine Schnitzreifen bekam er immer noch hübsches Geld, und sie brauchten das Schnitzen nur nebenbei betreiben.

Jetzt aber war der Vater tot und die Mutter mußte selbst zum Dreher laufen und Schnitzreifen laufen. Dann spaltete sie bis in die sinkende Nacht Tierformen ab, und er und die Geschwister mußten sie heraus-schnitzeln, leimen, färben, malen. Und wenn sie dann endlich als Arbeit einer Woche hundert Schod nach Obernhau brachten, gingen sie manchmal mit gefülltem Korbe wieder heim. Die Verleger hatten genug Glendsvieh und wußten nicht, wohin damit. Dann war die Mutter froh, wenn der Krämer an der Ecke die Ware zum Tausch für einen Spottpreis annahm und Salz und Brod und Eisorienten dafür hergab.

„Ge! Ho!“ Der kleine Korbmäher ging erschrocken bei Seite, um ein im Trabe daher kommendes Korbwägelchen vorbei zu lassen. Drin saß der Flingner-Bauer, der nach Olbernhau fuhr, breit, fett und dummstolz. Ja, wenn der ihn mitnahm! Aber er holte im Vorüberfahren gar noch mit der Peitsche aus. „Dummes Luder, launste dich' ausweichen, hä?! Ihr Palasche lernt ooch erscht uffpassen, wann'r iebergefahren seid! Hüpp!“ Und der Wagen rollte weiter. Der Junge ging seines Weges. Er kam nach Grünthal und bald darauf nach Olbernhau.

Heute zum Tiefertag war viel Leben in der kleinen erzgebirgischen Fabrikstadt. Vor den Häusern der Spielwaren-Fabrikanten hielten Leiterwagen, hochbepackt mit Holz- und Schnitzwaren aller Art. In den Hausfluren und den Lieferräumen aber drängten sich die Schnitzer, Männer, Frauen und Kinder. Sie standen bei ihren abgeputzten Körben und warteten, daß sie abgefertigt würden. Hinter den Häusern erhoben sich die Fabriken, in denen die Holzbearbeitungs-Maschinen ununterbrochen ratterten. Aber die Fabrikanten machten doch nur die besseren Artikel selbst; das billige Zeug, welches zu Spottpreisen umhergeworfen werden mußte, ließen sie von der Hausindustrie anfertigen. Da müssen denn Frauen und Kinder mitarbeiten, und so war es möglich, die Ware zu so niedrigen Preisen herzustellen, daß der Fabrikant, der dem großen Markte die Ware vermittelte, immer noch einen erleslichen Verdienst dabei hatte.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

— Ein Unterrichtsminister über die moderne Kunst. In der letzten Jahres Sitzung des österreichischen Kunstrates sprach der Unterrichtsminister u. a. folgendes: „In Oestreich hat es der Unterrichtsverwaltung an verschiedenartigen und schwerwiegenden Vorwürfen nicht gefehlt. Vor allem wird ihr zum Vorwurfe gemacht, daß sie die moderne Richtung zu sehr oder gar ausschließlich begünstige. Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich hier diesen Vorwurf auf seine Richtigkeit prüfe. Die staatliche Kunstverwaltung hat allerdings die Moderne nicht abgestoßen; sie hat vielmehr die Entwicklung in der Künstlerenschaft, die Ihnen ja allen bekannt ist, mit pflichtmäßiger Aufmerksamkeit begleitet. Niemand wird es heute leugnen können, daß wir vor eine Bewegung gestellt worden sind, welche durch die ganze Welt geht und welche die Künstlerenschaft der ganzen Welt erfährt und in ihren Mann gezogen hat. Die Bewegung ist nicht von Oestreich ausgegangen; sie datiert auch nicht erst von dem Zeitpunkte, in welchem in verschiedenen Staaten die Sezessionen entstanden sind, sondern es ist Ihnen allen bekannt, daß diese Bewegung in einem viel früheren Zeitpunkte, und zwar von Frankreich und England ihren eigentlichen Ausgangspunkt genommen hat.“

Der gegen die traditionelle Kunstübung gerichtete Ruf: „Umkehr zur Natur!“, das ist zu einer aus wirklichen Bedürfnissen und wahren Empfindung hervorgehenden Kunst, mit welchem diese Bewegung einsetzte, ging in der Architektur von England aus, wo man von jeher von Stileinheit im kontinentalen Sinne nichts wissen wollte und auch den Hausrat in Uebereinstimmung mit der dem Klima und dem Brauche angepassten Bauweise in wechselnden, aber immer recht empfundenen Formen gestaltete; er löste aus Amerika mit seiner festen Voraussetzungslosigkeit herüber; er kam von der Genre- und Landschaftsmalerei, von der französischen Malerschule von Barbizon, von den Prärafaeliten und William Morris, ihrem Apostel im Kunsthandwerk.

Wir sind uns immer darüber klar gewesen, daß es uns als den Zeitgenossen unmöglich ist, ein abschließendes Urteil über den Wert dieser Kunstbewegung und ihrer Bedeutung in der Kunstpflege zu fällen; wie alle neuen Erscheinungen mußte auch hier eine Periode der Gärung, jagen wir sogar einer sehr heftigen Gärung, vorausgehen, und vielleicht befinden wir uns heute noch inmitten derselben. Wenn aber dieser Werdepotez, wie seine Ausbreitung und durchgreifende Wirkung erkennen läßt, ein natürlicher war, so lag es außer dem Machtkreise staatlicher Einflußnahme, ihn abzuhalten oder im Keime zu zerstören, und die Unterrichtsverwaltung durfte sich am wenigsten verleben lassen, Erscheinungen dieses turbulenten Prozesses, mochten sie den ererbten Geschmack kunstliebender Kreise noch so sehr befremden, verwirren, verleben oder ihren Urheber mit vorgefaßter Sympathie oder Antipathie entgegenzutreten. In der glücklichen Lage, seinem persönlichen Geschmack folgen und nach diesem Maßstabe, was schön und nicht schön ist, bestimmen zu dürfen, ist der Kunstmann, der seine Privatmittel dazu verwendet, um sein Palais zu schmücken, seine Sammlungen zu erweitern. In dieser Lage befindet sich die staatliche Unterrichtsverwaltung nicht. Sie muß, unvoreingenommen und wohlwollend, die Vorgänge auf künstlerischem Gebiete nicht nur im eigenen Lande, sondern auch in der übrigen Welt mit wachsamem Auge begleiten, was die Entfaltung der natürlichen Kräfte ermöglicht, vorsehen, jeder ehrlichen Arbeit freie Bahn jchaffen und so nach Maßgabe ihrer Mittel die Interessen der einzelnen Künstler oder ihrer Korporationen fördern. In das künstlerische Schaffen reglementierend eingreifen, das kann sie nicht und braucht sie nicht zu können, darauf bauend — was die Geschichte der

Kunst beruhigend lehrt — daß das Schöne, Ehrliche und Wahre siegreich von selbst durchzudringen und sich zu erhalten vermag.

Das, meine geehrten Herren, hat auch die österreichische Kunstverwaltung in den letzten Jahren jederzeit gethan. Sie hat sich nicht, wie ihr so häufig zum Vorwurfe gemacht wird, einer speziellen Kunstrichtung ergeben, sie hat in ganz gleichmäßiger Weise, und ich wäre jeden Moment in der Lage, dies auch attestmäßig konstatieren zu können, unsere verschiedenen Künstlergruppen in ihren Bestrebungen werththätig unterstützt und hierbei die Zustimmung der maßgebenden Vertreter dieser Korporationen gefunden. Die anwesenden Vertreter unserer hervorragenden Kunstvereinigungen haben mir dies in zahlreichen Zuschriften zum Ausdruck gebracht, und ich freue mich, bei diesem Anlasse ausdrücklich mich darauf berufen zu können. Wo immer auf künstlerischem Gebiete, bei der Veranstaltung von Ausstellungen, bei der Erwerbung von Kunstwerken, bei Erteilung von staatlichen Aufträgen, bei der Verleihung von Subventionen und sonstigen künstlerischen Unternehmungen Anregungen aus der Mitte der Künstlerchaft an mich gelangt sind, habe ich dieselben bereitwillig aufgenommen, sie geprüft, und wenn sie, was fast immer der Fall war, für gut befunden worden sind, zur Ausführung gebracht. Nur auf diese Weise ist es möglich geworden, speciell den österreichischen Ausstellungen im Auslande zu einem so großen Erfolge zu verhelfen.“

Das klingt etwas anders als die Berliner Tonart! —

Theater.

Lessing-Theater. „Jad“, Schauspiel in drei Akten von Henri Bernstein. — Henri Bernstein hat in Paris Erfolge gehabt. Auch im Lessing-Theater fand sein „Jad“ eine freundliche Aufnahme, die im ganzen wohlverdient war. Das Thema, das sich der Autor gestellt hat, ist in sauberer und geschickter Weise, ohne gefühlslose Intriquen, ohne Effekthascherei, ohne fade Bühnensentimentalität und hohles Bühnenpathos durchgeführt. Es ist ein kluger, aber auch ein sparsamer Haushalt, der, da bei aller Sparamkeit der Fonds des Eignen nicht zureicht, bei aller Welt keine Anleihen machen muß. Was, wenn man von dem äußeren Arrangement der Scenenführung absieht, als eigentlicher Inhalt der Erfindung und Charakteristik übrig bleibt, hätte in einer kleinen Novelle, die kaum Beachtung finden würde, Platz. Die Kunst ist wesentlich nur Kunst der scenischen Ausnützung.

Jaqueline oder, wie sie von den Freunden ihrer leichtsinnigen Mutter genannt wird, Jad, ist in der Sumpflust der Pariser Demimonde aufgewachsen. Sie ist „unschuldig“, doch ohne daß sie um ihre Unschuld irgend welche Kämpfe auszufechten gehabt hätte. Ein verzärteltes Pflänzchen, glaubt sie ohne den Luxus, in dem sie aufgemachsen, gar nicht leben zu können. Sie schämt sich für die leidenschaftlich geliebte Mutter, aber sie nimmt, was sie ihr bietet, unbedenklich an. Die wilde Empörung, in der Maupassants Ovette, als sie die schreckliche Entdeckung macht, sich aufbläut, hat die schmiegsame schwache Jaqueline nie gekannt, der Gedanke, um durch eigne Arbeit des Lebens Notdurst zu erwerben, liegt ihr weitest fern. Wenn sie von einer Befreiung träumt, erscheint sie ihr stets nur in der Form einer reich-bürgerlichen Heirat, die ihr das alte Wohlleben, doch ohne die Entwürdigungen und Unsicherheiten der Existenz, mit denen ihre Mutter es erkaufte, sichern wird. Und wie die frivolen Anträge der reichen Lebemann, weist sie die ehrliche Werbung eines armen Bohemiens, dem sie im Herzen selber gut ist, zurück. Ihr Wunsch geht in Erfüllung. Ein junger Mann von gutem Haus, der sich mit Haut und Haare in Jaqueline verliebt hat, bittet um ihre Hand. Ein richtiges Gefühl hält sie zurück; sie warnt ihn, seine Eltern in der Provinz würden einer solchen Heirat schwierig zustimmen, und sie ist offen genug, ihm rund heraus zu sagen, daß das Gefühl, das sie für ihn empfindet, keine Liebe ist. Doch er beharrt und Jaqueline macht ihren Ausflug in das ererbte Land geregelter Solidität. Mit feiner Psychologie läßt Bernstein das Experiment sich unter relativ recht günstigen Bedingungen vollziehen. Es ist guter Wille vorhanden bei Jaqueline, bei ihrem Gatten und auch bei dessen Eltern, und doch wird das Verhältnis ihr zur unerträglichen Qual. Der alte Herr Rousseau, in dessen väterliches Haus das junge Paar hineinzieht, ist bei all' seinem unausstehlich selbstgefälligen Rechtschaffenheitsgerede im Grunde doch keineswegs ein Heuchler, auch nicht ein Pharisäer von gewöhnlichem Schlage. Nur jede Spur eines freien menschlich-liebend-würdigen Fühlens geht ihm ab. Alles setzt sich bei ihm in exakt paraphrasierte Pflichten und Rechte um, und nie versäumt er aufmerksam zu machen, wie gründlich er an seinem Teil dem Uebernommenen nachkomme. Jaqueline ist ein anständige Mädchen — also darf Herr Rousseau junior sie heiraten, hat er entschieden. Jaquelines Mutter ist keine anständige Frau — also darf sie nicht ins Haus; jeder Verkehr muß mit ihr abgebrochen werden. Und so ist Punkt für Punkt in dem Programm wohl vorgeesehen und erzwungen. Wird zum Beispiel eine Bosheit gegen Jaqueline laut, so wird er, Herr Rousseau, der allverehrte Mitbürger, aufstehen und mit feierlichem Nachdruck erklären, daß er das Mädchen trotz der Herkunft würdig der Aufnahme in die Familie gefunden und sich alle Anspielungen verbitte. Dafür hat Jaqueline ihrerseits sich eines dankbaren und schweigenden Gehorsams zu befleißigen. Daß diese Art kalter und taktlos prahlender Gönnerchaft die junge Frau in tiefster Seele verlegen muß, kommt ihm nie in den Sinn. Robert gab diesen Akten mit seiner selbstzufriedenen maschinenmäßigen Rechthilflichkeit ganz ausgezeichnet.

Neben dem Gümmerwesen des Alten steht heimtückische Feindseligkeit des grundverlogenen und verdorbenen Töchterleins. Die Szenen zwischen ihr und Jaqueline sind außerordentlich wirksam in ihrer Steigerung. Jaqueline flieht aus dem Hause. Sie haßt die ganze Sippe, aber ebenso wie in ihrer früheren Lage denkt sie an keine offene Auflehnung. Da bringt ein Besuch der Mutter den Stein ins Rollen. Wie man ihre Mutter beleidigt, da bricht der ganze, langverhaltene Groll ihres Herzens los. Sie schleudert dem Herrn Rousseau junior ihre Verachtung ins Gesicht, und er, dessen Liebe in dem Hin und Her der Konflikte schon zerrieben und zermürbt ist, beschimpft sie. Erjay ist schnell zur Hand. Unter dem Schutze jenes armen Burschen, den sie einst liebte und verschmähte und den Herr Bernstein in der Zwischenzeit vorsorglich mit 200 000 Frank ausgestattet hat, sucht sie das Weite. Der Vogel kehrt zurück, woher er aufgeschlattert war.

Die Vorstellung war frisch und lebendig. Herrn Kober nannten wir schon. Meta Jäger, die die Hauptrolle reizend spielte, hatte in den Herren Winterstein und Patry zwei tüchtige Partner. Sehr gut war Clara Kollendt in der kleinen Rolle als junges Fräulein Rousseau. — dt.

Freie Volksschühne (Lessing-Theater): „Der Tartuff“ von Jean Baptiste Poquelin Molière. — Der Name dieser unsterblichen Lustspielart ist zum Gattungsbegriff für alle scheinheiligen Schürken geworden. Die Differenzierung des Lebens und der menschlichen Gesellschaft in seiner Zeit hat aber jenen Gattungsbegriff um einige neue Spielarten bereichert. Ein moderner Tartuff mühte ungleich weiter und physiologisch tiefer, lüdenloser gefaßt sein, als der Molières. Dessen ungeachtet bleibt dieser eine alle Jahrhunderte überdauernde Meisterschöpfung der Weltliteratur und wird noch viele Geschlechter ergötzen. Für die Aufführung gelten meiner Meinung nach jedoch wesentlich andre Gesichtspunkte, als beispielsweise für eine Schatepsariische Komödie. Was bei dem großen Briten voller, lebensjaftiger aus dem Vorn größter Menschenkenntnis und gleichzeitig tiefster genialster dichterischer Intuition entspringt, erscheint bei Molière nach einer gewissen mathematischen Gesetzmäßigkeit abgewickelt. Der sozusagen in „Spitzen“ denkende Geist der altfranzösischen Verssprache nach Silbenzählung, des sechsfüßigen Jambus, welcher ein durch die Cäsar bedingtes Ausruhen oder kurzes Verweilen in der Mitte erfordert, sind auf die Darstellung von wesentlichem Einfluß. Die Schauspieler und Schauspielerinnen in den reichen prunkenden Gewändern der Epoche des sogenannten „Sonnenkönigs“ Louis Quatorze müssen sich in abgezierter Grazie bewegen und doch auch voll espritprühenden Lebens sei. Die meisterliche Uebersetzung von Ludwig Fulda kommt nun dem deutschen Sprach- und Darstellungsgefühl wundervoll entgegen und so läßt sich denn auch eine dem Geiste des Molièreschen Zeitalters entsprechende Vorführung ermöglichen. Das Ensemble des Lessing-Theaters hat sie in seiner letzten Sonntagnachmittag-Vorstellung gegeben. Vor allem fand die Verssprache eine natürliche stehende Behandlung. Emil Höfers Tartuff, schmiegfam, salbungsvoll in Erscheinung und Sprechweise, als brünstiger Anbeter, als heuchlerischer Freund, als rachsüchtig-überdrossener Egoist, endlich, als er entlarvt ist, in ein Nichts zusammensinkend, darf sich fraglos den besten Leistungen beizählen. Sehr gut waren dann Carl Waldow als Orgon, Lore Jona als Jäh an Tartuffs Unantastbarkeit festhaltende Bernelle, Margarethe Albrecht als r-solutes Kammermädchen Dorine und Joseph Mein als Cleant. Laura Heuser (Marianne) und Eduard von Winterstein (Valer), boten in der kleinen Schmoltszene Ergötzliches, Grete Meyer (Elmire), Willy Grunwald (Damis) und Julius Deppe (Loyal) zeigten sich vortrefflich in einzelnen Momenten. Das Zusammenspiel griff lobenswert in einander: Alles in allem eine abgerundete Aufführung, die dem Publikum wirkliches Vergnügen bereite. — e. k.

Alle: Alliance-Theater (Münchener Ensemble-Gastspiel): „Die Schroederischen“. Bürgerliches Volksstück in 3 Akten von Hans Schrottenbach. — Wieder ein neues Wiener Volksstück und ein neuer österreichischer Autor, für dessen Bekanntheit wir den Münchnern gern Dank wissen! Denn nicht die ihm vor Jahresfrist zu teil gewordene Auszeichnung mit dem Raimund-Preis ist das Besteckliche, sondern sein gesundes starkes Talent, welches mit erfreulicher Selbstständigkeit in Angengruberschen Bahnen wandelt. Die ethische Idee, daß auf der seelischen Harmonie zwischen Eltern und Kindern wie auf der ehelichen tüchtigen Arbeit das Glück der Familie und der innern Persönlichkeit beruht, durchzieht als leis mahnende Grundstimmung das Ganze. Im Hause des Großindustriellen Bernhard Schroeder sehen wir hiervon das traurige Gegenbild aufgethan. Schroeder ist das Prototyp des hartberzigen Egoisten, des profitgierigen Spekulanten, der alles, was seiner Absicht dienen muß, sei es die tote Materie, sei es die lebendige Kraft seiner Arbeiter, lediglich als Rechenexempel, als „Speise“ behandelt. Für nichts anderes hatte er Aug' und Ohr, um seinen Sohn kümmern er sich nicht. So wurde der, obwohl nicht grundschlecht in seinem Wesen, ein Lump, der das Erbteil der Mutter in leichtfertiger Gesellschaft vergeudet und auch den Ruin des Vaters beschleunigt. Denn Schroeder vergaloppiert sich in seinen Gewinnpekulationen, nicht einmal, sondern oft und Rud auf Rud. So bricht sein Geschäft zusammen, und in geistiger Verblöschung schleppt er die Tage des Alters dahin. Aber auch seinen eignen Bruder, einen Landpfarrer, der in edelster Menschlichkeit stets sein Alles an die Armen und Bedrängten hingegeben, verstrickt der

Bankrott in eine tiefe Schuld. Um den leichtsinnigen Neffen, welcher eine Wechselverschöpfung beging, vor dem Zuchthaus zu retten, hat er den Wechsel eingelöst, nicht mit eigem Gelde, da er ja selbst nichts mehr übrig hatte, sondern mit der Sparlauseinlage seines Neheers. Mit diesem tiefen Schuldbewußtsein im Herzen ist er von seiner Pfarre fortgezogen und vergrämt sein Dasein als ärmlicher Pensionist. Doch es winkt allen noch ein gutes Ende. Der junge Schroeder, der Weiß und Kind verlassen hatte, kehrt nach Jahresfrist als geberetter Mensch zurück. Die Lebensnot hat ihn nicht beiten aber arbeiten gelehrt und diese Umwandlung giebt Gewähr für ein neues, wenn auch bescheidenes Daseinsglück. So menschlich diese Lösung des Konfliktes anmutet, wird man sich doch schwer mit der etwas melodramatischen Wendung abfinden. Vor allem darf angezweifelt werden, ob das junge Weib, das der tollebigige Gatte damals nächtlicherweile in den Kreis seiner ausgelassenen champagneisierenden Tafelfreunde und deren Dirnen brutal geriffen hat, den ihr angethanen Schimpf jemals wird vergeben und vergessen können. Nach der ersten Fassung des Schlußaktes, läßt es der Dichter denn auch zu keiner Veröhnung kommen. Die vorstehende Aenderung ist aber, wie man weiß, auf Anregung Girardis der die Rolle des Leichtlebigen zuerst in Wien verkörperte, im Interesse einer sicheren Bühnenwirkung vorgenommen und nun auch so belassen worden. Aber sieht man von mancherlei bühnentechnischen Mängeln ab, so besißt das Stück doch gerade hinsichtlich der lebenswahren Menschenschilderung, wie auch einiger dramatischer Accente mehr als Durchschnittsqualitäten, die von Schrottenbachs Talent jedenfalls noch Vollendetes erhoffen lassen.

Die Erstaufführung am letzten Sonntag stand unter einem günstigen Stern. Die Hauptdarsteller, allen voran Hans Neuert, dann Karl Schöber, Theodor Nigler, Franz Hilpert und das Neheerpaar, endlich im 2. Akt auch die fideles Aneignumpanci — bis auf die Hauptsprecherin, die sich total temperamentlos zeigte — wetteiferten um das Gelingen einer auch künstlerisch nahezu einwandfreien Darstellung, welcher das ganze Haus mit innerlich gespanntem Interesse folgte und viel Beifall zollte. — e. k.

Humoristisches.

- Ein Volksbegluder. Polizist: „Jetzt habe ich ein famoses Mittel gefunden, um dem socialen Elend ein Ende zu machen: ich arreriere jeden, der keine Arbeit hat.“
- Anrempelung. (Ein Bauer zum andern.) „Du, Zacherl, ist jatz dös a Majestätsbeleidigung, bal ma an Hofstat a Watschen obihaut?“ — (Simplicissimus.)

Notizen.

- Gerhart Hauptmanns neues Stück: „Der arme Heinrich“ hatte bei der Erstaufführung am Wiener Burg-Theater einen starken Erfolg. Die „Neue Freie Presse“ schreibt: Nach dem zweiten Akt ging ein so gewaltiger Beifallssturm durch das ganze Haus und der anwesende Dichter wurde so oft vor den Vorhang gebubelt, daß man glauben konnte, der Abend lasse sich zu einem ganz ungewöhnlichen Erfolge an. Die Entwicklung entsprach nicht ganz der Erwartung. Es wurde zwar im Laufe des Abends noch sehr viel gebubelt und gejubelt, auch wollte man den Dichter immer und immer wieder sehen, es war aber doch leicht zu spüren, daß der große Lärm mehr eine Ovation für die verehrte Person des anwesenden Gastes war, mehr dem Meister als seinem neuen Werke galt. Und wie immer, geschah es auch diesmal: der allzu vorlaute Applaus reizte nicht selten zum Widerspruch. Alles in allem möchten wir aber doch den Ausgang des Abends als einen bedeutenden Erfolg taxieren. — Die Buchausgabe des Stückes ist soeben bei S. Fischer in Berlin erschienen. —
- „Das dunkle Thor“, ein neues Schauspiel von Felix Philippi, geht am 10. Dezember erstmalig im Schauspielhause in Scene. —
- Dr. Martin Zidel und Erich Paetel übernehmen am 15. d. M. das Punkte Theater in der Köpnickstraße. Die Bühne soll noch im Laufe dieses Winters in ein regelrechtes Theater umgewandelt werden. —
- Oscar Wilde's Stück „Salome“ wird am 19. Dezember in Stuttgarter Hoftheater aufgeführt. Gertrud Esholdt spielt die Titelrolle. —
- Ein fünfaktiges Dialekt drama „Der Prophet“ von Gustav Stoskopf fand bei der Premiere im Stuttgarter Stadttheater eine freundliche Aufnahme. —
- Die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ veranstaltet am 13. Dezember, abends 8 Uhr, im Bürgerjaale des Rathauses ihren dritten Vortragabend; Wilhelm Spohr wird über „Neue Bilderbuchkunst“, E. L. A. Prezel über „Jugendlectüre“ sprechen. Eine Ausstellung der von den Referenten empfohlenen Bücher ist eine Stunde vor Beginn des Vortrages zu besichtigen. Der Eintrittspreis für Nichtmitglieder beträgt 50 Pf. —
- Die Neue Gemeinschaft veranstaltet die nächste größere Festlichkeit am 7. Dezember, nachmittags 4 Uhr in ihrem Heim, Schlachtensee, Seefstraße 37. Der Zutritt ist nur auf Einladungsarten gestattet. —